

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 10

Artikel: Der Orden
Autor: Tschechhoff, Anton
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Orden.

Von Anton Tschschoff.

Tür an Tür neben seinem Freunde, dem jungen Leutnant Ledenzoff, wohnte der Kollegien-Registrator Leon Bustakoff, Lehrer an der Kadettenschule. Dieser klopfte an einem Neujahrsmorgen bei Ledenzoff an, kam gegen seine Gewohnheit fast schüchtern herein und schob die Tür vorsichtig hinter sich wieder ins Schloß.

„Hör' mal, Grischa“, sagte er dann, nachdem er seinen Saison-Glückwunsch an den Mann gebracht und sich einigemal etwas verlegen geräuspert hatte, „du mußt mir einen Gefallen erweisen, das heißt, ich bitte dich darum. Du kannst mir glauben, daß ich dir nicht auf die Haube rücken würde, wenn es nicht durchaus nötig wäre. Also leih mir, bitte, für einige Stunden deinen Stanislaus.*) Ich muß dir nämlich sagen, daß ich beim Groß-Kaufmann Spitschkín zum Mittagessen geladen bin, und wie du weißt, ist der Mensch ganz scheußlich auf Orden erpicht und hält, wie man sich allgemein erzählt, jeden für ein nichtsnutziges Subjekt, dem nicht irgend ein glänzendes Sternchen oder Kreuzchen am Hals oder auf der Rockbrust baumelt. Und dann . . ., dieser Mensch hat doch zwei Töchter, die Nastja und die Lina. Du kennst sie ja. Nun gut, ich habe also ein großes Anliegen an dich als Freund. Du begreifst. Bitte, tu mir den Gefallen.“

Bustakoff hielt inne, errötete wie ein zartes Mädchen bei seinem ersten Liebesgeständnis und blickte ängstlich nach der Tür hin. Der Freund Leutnant war zuerst etwas unwillig, gab aber den immer dringender werdenden Bitten Bustakoffs endlich nach.

In einer Droschke fuhr dieser um 2 Uhr bei Spitschkíns vor. Als er ausstieg, ließ er absichtlich den Pelz vorn etwas offen, und auf seiner Brust bligte in Gold und Emaille ein Stanislaus. Der Vogel hatte sich mit fremden Federn geschmückt.

„Wie herrlich kommt man sich doch vor!“ dachte er bei sich und warf sich dabei gehörig in die Brust. „Einen neuen Menschen hat man angezogen. Und wie wenig braucht es doch dazu! Fünf Rubel ist das kleine glänzende Ding da vielleicht wert! . . . Wie bescheiden das Mittel und wie großartig die Wirkung!“

Vor dem Haus Spitschkíns angekommen, streift er scheinbar absichtslos mit dem Arm den Pelz zurück, zog den Beutel hervor und bezahlte den Kutscher. Als dieser den Stanislaus erblickte, schien er wie versteinert. Bustakoff setzte eine bedeutende Miene auf, räusperte sich nach der Art der Herren, die ihre „Größe“ gerne bemerkbar machen, und trat ins Haus ein. Im Vorzimmer legte er den Pelz ab und warf schnell einen Blick in den Saal, wo bereits

*) Ein russischer, ehemals polnischer Verdienstorden.

über ein Duzend Personen an einem gedeckten Tische saßen und schon mit Messer und Gabel hantierten. Fröhliche Stimmen und Tellergeflapper drang verworren zu ihm herüber.

„Wer hat geklingelt!“ fragte der Hausherr, indem er zugleich vom Tische aufstand. „Ah, Leow Pustakoff! Bitte, nehmen sie Platz, sie kommen etwas spät, allein . . . wir haben uns auch erst gesetzt.“

Pustakoff zog seine Brust hoch und wölbte sie soviel als möglich, stolz warf er den Kopf zurück und trat in den Saal ein, vor Vergnügen die Hände reibend. Plötzlich erschraf ihm das Herz. Am Tisch, neben Fräulein Lina, saß sein Kollege Tremblant, der Lehrer der französischen Sprache. Wenn der Franzose des Ordens ansichtig wurde, hätte er wahrscheinlich nichts Besseres zu tun, als ihn um seine Verdienste zu befragen, würde er unangenehme Fragen in Anwesenheit aller Gäste an ihn richten und ihn dadurch für ewige Zeiten bloßstellen. — — Was war zu machen? . . . Den Orden schnell abreißen oder schleunigst umkehren? . . . Aber der scheußliche Orden saß fest am Rocke, und ein Rückzug war nicht mehr möglich. Der Instinkt half ihm über die erste Verlegenheit hinweg. Schnell preßte er die rechte Hand auf den Orden und begrüßte die Gesellschaft durch eine tiefe, würdevolle Verbeugung. Dann setzte er sich, ohne jemand die Hand zu reichen, auf den einzigen freien Stuhl, dem französischen Kollegen gerade gegenüber.

„Der kommt wahrscheinlich nicht zum ersten Schnäpschen!“ dachte Spitschkin, dem Pustakoffs Benehmen mehr als sonderbar vorkam.

Jetzt wurde ihm ein Teller Suppe vorgesetzt. Er nahm den Löffel mit der linken Hand auf. Allein da fiel ihm ein, daß er unter anständigen Leuten doch nicht mit dieser Hand essen dürfe. Sollte er die Suppe stehen lassen? Das würde das einzig Richtige sein. Auf Befragen erklärte er, daß er bereits satt sei, er habe nämlich bei seinem Onkel, dem Probst Glejeff, einen Besuch machen müssen und der habe ihn eingeladen, bei ihm zu speisen, was er nicht habe ausschlagen können, ohne den Onkel zu beleidigen.

Pustakoff litt Tantalusqualen; er verbiß sich immer tiefer in seine Zerknirschung. Wie herrlich duftete die appetitliche Suppe! Und erst der gedämpfte Stör, der eben aufgetragen wurde! Einen Augenblick war er nahe daran, seine rechte Hand frei zu machen und den Orden mit der linken zu verdecken; allein es ging nicht an.

„Man wird es bemerken!“ sagte er sich. „Aber auch, wenn man es nicht merkt: wie lange soll ich denn den Arm über die ganze Brust gestreckt halten, wie wenn ich eine Festrede halten wollte? . . . Gott, welche Ewigkeit dauert denn dieses verwünschte Mittagessen, von dem man doch nicht satt wird! Na, ich werde nachher in einem Restaurant die Scharte ausweizen.“

Nach dem dritten Gange warf er aus dem Augenwinkel einen lauernden Blick zum Franzosen hinüber. Es schien ihm, als ob Tremblant sich in irgend einer Verlegenheit befinde, ihn beinahe ängstlich ansehe und auch nichts esse.

Als sich ihre Blicke trafen und einen Moment festhielten, wurden sie beide noch verlegener und sahen in ihre leeren Teller, als ob darin Spiegeleier brodelten. „Der verfluchte Kerl hat's bemerkt!“ dachte Pustakoff. „Ich seh' es ihm an, daß er's gesehen hat. Daß doch die Klatfchbase sich da breit machen muß! Morgen weiß es der Direktor und das ganze Kollegium!“

Vom vierten Gang kamen die Gäste glücklich zum fünften . . . Nun erhob sich ein schwächlicher Herr, nahm mit der einen Hand das Augenglas aus der Sitzfalte, strich sich mit der andern die letzte Locke aus der Stirn und sagte:

„Äh . . . ich erlaube mir, äh . . . ein Hoch . . . äh, auf das Wohl der anwesenden Damen, äh . . . den Gierden des Daseins, äh . . . auszubringen.“

Alles erhob sich und griff nach den Gläsern. Ein donnerndes Hurrah erschütterte den Saal. Die Damen erröteten und lächelten, beugten sich schwach zu den Nachbarn und über den Tisch hinüber, um anzustoßen. Wohl oder übel mußte auch Pustakoff aufstehen. Er hielt sein Glas in der linken Hand.

„Leow Pustakoff, seien Sie doch so gut und reichen Sie dieses Glas Nastja Timosejewna hinüber. Sie soll es austrinken!“ Mit diesen Worten wandte sich ein Herr an ihn und überreichte ihm ein volles Glas.

Zu seiner Verzweiflung war Pustakoff genötigt, seine rechte Hand in Aktion treten zu lassen. Der Stanislaus mit dem zerknitterten funkelroten Bande kam zu Tage und strahlte wunderbar im Glanz der Lichter. Pustakoff wurde leichenblaß und warf einen scheuen Blick nach seinem Gegenüber. Der Franzose riß seine fragenden Augen zu großem Erstaunen auf und verzog seinen Mund zu einem verständnisinnigen, schalkhaften Lächeln, während alle Verlegenheit aus seinem Gesichte wich.

„Herr Tremblant“, rief da der Hausherr dem Franzosen zu, „reichen Sie doch gefälligst die Flasche hinüber!“

Dieser streckte zögernd seine rechte Hand nach der Flasche aus, — und Pustakoff erblickte zu seiner unsäglichen Wonne auch auf seinem Rockausschlag einen strahlenden Orden. Und zwar keinen Stanislaus, sondern sogar eine Anna! Also hatte auch der Franzose sich mit fremden Federn geschmückt. Pustakoff, ihm fiel ein Stein vom Herzen; er hätte laut auflachen mögen, beherrschte sich aber und sank vergnügt auf seinen Stuhl zurück. Nun durfte er seinen Stanislaus in unverhülltem Glanze strahlen lassen. Die Kollegen wandelten beide auf verbotenen Wegen und keiner brauchte zu befürchten, daß der andere etwas ausplaudern würde.

„Äh . . . ah, so . . . so,“ meinte Spitschkin im Tone der Anerkennung, als er auf der Brust der beiden Lehrer den Orden erblickte.

„Ja!“ bemerkte Pustakoff, „seltsam, Herr Tremblant, wie wenige doch vor den Feiertagen für die Dekoration vorgeschlagen wurden. Von all den

vielen Kollegen sind wir zwei die einzigen, die etwas abbekommen haben. [Nicht wahr, seltsam?"

Tremblant nickte vergnügt mit dem Kopfe und strich fast zärtlich über den linken Rockaufschlag, wo der Anna-Orden dritter Klasse saß.

Nach dem Essen promenierte Pustakoff in allen Zimmern und erläuterte den Damen die Bedeutung seines Ordens. Wie leicht war es ihm jetzt ums Herz! Wie vergnügt kam er sich vor, obschon ihm der Magen knurrte.

„O, wenn ich das gewußt hätte“, sagte er sich im stillen, indem er einen neidischen Blick auf Tremblant warf, der sich mit dem Hausherrn über die neueste Ordens-Austeilung unterhielt, „dann hätte ich mir ganz getrost sogar einen Wladimir angehängt. Das ist doch ärgerlich.“

Das allein ärgerte ihn wirklich. Im übrigen war er vollkommen beruhigt, und seine Seele schwamm in Glück.

Bücherchau.

Hausbuch deutscher Lyrik. Gesammelt von Ferdinand Venarius. Mit Bildern von Fr. Ph. Schmidt. Kunstwart-Verlag von Georg D. W. Callwey in München. II. Auflage. Preis gebunden 3 Mark.

Dieses Buch, das, solid und schön ausgestattet, nur Echtes, Schönes und innerhalb des Humors nur das Tiefe bietet, verdient das im weitesten Umfange zu werden, was sein Titel nennt. Es wird mächtig dazu beitragen, die ästhetische Kultur der deutschen Völkerschaften zu heben, indem es ihnen eine Fülle von Lebenswerten in wirklich poetischer Form enthüllt, wie das bei keiner zweiten Gedichtsammlung der Fall ist. Die Arbeit des Herausgebers ist in ihrer Art ebenso künstlerisch, indem die Gedichte zu Cyklen zusammengeordnet sind und zwar mit so feinem Geschick und Verständnis, daß ein Gedicht das andere hebt wie in einer richtig gehängten Gallerie die Bilder, ja, daß eines das andere verstehen und tiefer nachfühlen läßt. Die Bilder sind aus Stimmung heraus geboren. Ein reichhaltiges Erbauungsbuch, ein Lebensbuch!

Die Sturmfrau. Eine Seenovelle von Wilhelm Holzamer. Leipzig, Hermann Seemann. Preis 2 Mark.

Holzamer hat hier nicht, wie in „Der arme Lukas“ und „Peter Rockler“, zwei Werken, die sich durch wunderbare Harmonie auszeichnen, sein Eigenstes gegeben. Die Welt, die er uns da vorführt, liegt ihm nicht so nahe, und daher kommt es, daß der alte Seebär, der ihm die merkwürdigste und erschütterndste Episode seines Lebens schildert, in seinen Gedankengängen doch etwas zu viel philosophische Sprünge macht. Der geistige Gehalt aber entspricht ganz der Persönlichkeit Holzamers. Die Liebe ist bei ihm nicht einseitig physisch wie bei so vielen Modernen, sondern erhält eine ideale Basis. Was die „Sturmfrau“, die junge Gemahlin des Kapitäns, der im Sturme untergeht, mit dem Steuermann verbindet, das ist der in unendlich vielen Formen erscheinende Hang zum Ewig-Männlichen, d. h. zu dem Manne, der im Sturme besteht. Im übrigen ist die Novelle empfehlenswert wegen der stimmungsvollen Ausgestaltung des Stoffes.

Alfred Suggenberger. Der Bauernkönig. Schauspiel mit geschichtlichem Hintergrund in einem Vorspiel und 5 Akten. Biel, Verlag von Ernst Ruhn, 1902.

Das vorliegende Schauspiel, dessen historischer Stoff eigentlich für eine Tragödie ausreichen würde, gibt im großen und ganzen ein kräftiges Zeitbild und enthält eine Anzahl bewegter Szenen. Die Hauptgestalten aber sind zu wenig tief erfaßt, als daß das Stück eine tiefere Wirkung ausüben könnte. Immerhin ist es vielen andern Darbietungen der Volksbühne vorzuziehen, und da und dort dürfte sich ein Versuch mit der Aufführung lohnen.